

Berliner Tageblatt mit „Zeitgeist“

Das Befinden des Königs von Sachsen.

Die leichte Besserung im Befinden des Königs Albert, die mir gestern konstatieren konnten, scheint bisher angehalten zu haben.

Das Befinden Sr. Majestät des Königs hat sich nicht wesentlich geändert. Die allgemeine Unruhe besteht in gleicher Weise fort.

Die „Chem. Allg. Ztg.“ meldet aus Sibirien: Im Schloß nach allerg. früh 9 Uhr ein Konfilium der Ärzte statt, von dem in der Umgebung des Königs, der die Nacht ruhig verbracht hat, ein günstiges Urtheil erhofft wird.

Kaiser Wilhelm II hat dem König gestern Nachmittag telegraphisch seine Wünsche zur Besserung übermitteln lassen.

Das neue französische Ministerium.

an dessen Spitze der radikale Senator Combes steht, bildet gegenwärtig in Frankreich den Brennpunkt des allgemeinen Interesses.

Das Ministerium natürlich sehr unzufrieden aufgenommen, während die Linke viele Gründe zur Zufriedenheit und nur einen Grund zu gewissen Bedenken hat.

Die Antizirkularisierung des Kabinetts dürfte aber diese beiden Punkte in etwas unheimlicher Form hinweggehen; doch eine Einkommensteuerreform versprechen, freilich ohne den Charakter der Reform zu definieren.

Immerhin scheint Rouvier, für den der Eintritt in das Kabinett eine Rehabilitierung bedeutet, sich Konfessionen verstanden zu haben. Von allen gemäßigten Blättern, die die Stimmung der Finanzkreise ausdrücken, sogar von „Gaulois“ wird kein Mißtrauen zu den Geschäften überaus loyalistisch begrüßt.

Die Goethe-Büste.

Von Hans Brenner.

Es war eine schöne Goethe-Büste. Aus diesem Grunde hatte er gestern Abend am Stammtisch die schöne Goethe-Büste von dem kleinen italienischen Wüsten gekauft.

Er war Staatsanwaltschaftsaffizient. Aus diesem Grunde schien ihm die Goethe-Büste an seinem Orte einen größeren Genuß des Nützlichkeits zu liefern, als wenn er sie oben auf sein Schreibtisch stellte, nicht dahin, wo er ein solches als mobiler Herr nicht behof, sondern in seiner stillen Kammer.

Es sah etwas ungewöhnlich, aber nicht schlecht aus. Und er dachte an Goethe. Und er dachte an Italien.

Um neun Uhr bekam er Besuch. Es war ein Herr, der dieselbe selbe Erklärung wie er im Stammtisch gegeben. Der Unterschied zwischen ihnen bestand darin, daß der Besucher die Werkredaktionen registrierte, welche mit G begannen, während er selbst den verdächtigen Anfangsbuchstaben G bearbeitete.

Hieraus ergaben sich ihre menschlichen Beziehungen. Es gab Werkredakteur, die so verständnislos waren, unter den Vernehmungsvorträgen ihren Namen bald mit G, bald mit H zu schreiben. Manches Mal war es also auch durch Unkenntnis des Schreibens der erlöschenden Zeile nicht möglich, den Zweck zu fassen, was der berufliche amtliche Wächter der Urkunden sei, die sich über einen fiktiven Nachbarn mit der unklaren Schreibweise Clampe oder Klampe vernünftig zusammenhängen.

Auch von den nicht linksrepublikanischen Blättern sympathisch aufgenommen wird die Ernennung des Senators Ballis zum Justizminister. Ballis war als Kandidat einer der Gegner der Madame Humbert. Er kennt die Affäre sehr genau.

Von anderer Seite verlautet aus Paris: Die Freunde Rouviers versichern, dieser habe seine Beteiligung an dem neuen Kabinett nur unter der Bedingung zugesagt, daß er denjenigen Theil der im Parlament zur Verlesung kommenden Programmvorrede, welcher die Finanzpolitik betrifft, selbst redigire.

Die Abgeordneten der gemäßigten Parteien beabsichtigen, das neue Kabinett bereits am nächsten Dienstag zu inspizieren, um von ihm Auskunft über die allgemeine und die Finanzpolitik im Besonderen zu verlangen. Man hofft, auf diese Weise Rouvier in Opposition mit den Radikalen zu bringen, und man glaubt, daß es Rouvier unmöglich sein wird, die von ihm Radikalen verlangten Steuerreformen sowie den Rückauf der Eisenbahnen durch den Staat zu acceptiren.

Paris, 8. Juni. (Privat-Telegramm.) Walded-Rouffieu reist am Mittwoch mit seiner Gemahlin nach Hamburg, wo er sich auf der Dampfboot seines Freundes Gaston Menier einschiffen wird. Walded-Rouffieu wird im Verlaufe seiner Reise auch einer Jagdeinladung des Königs von Schweden folgen. Er wird erst im November nach Paris zurückkehren. Heute früh gaben die sämtlichen neuen Minister ihre Raten bei ihm ab.

Die Waffenstreckung der Buren.

nimmt ihren Fortgang. Dem „Neuerlichen Bureau“ wird aus Pretoria von gestern gemeldet: Der ganze Stab der Transvaal-Regierung, die zuletzt ihren Sitz in Mosenosterpoort hatte, hat sich mit ihrer aus 50 Mann bestehenden Bedeckung ergeben.

Die Übergabe der Buren in Standerton am 5. und 6. d. M. wurde von Louis Botha beaufsichtigt und ging in vollkommener Ordnung und mit militärischer Präzision vor sich. Samillon gab in einer kurzen Ansprache der Buren die Erklärung, welche die ganze britische Nation für den von den Buren geführten gewaltigen Kampf fühlte, und der Hoffnung Ausdruck, daß die Burenherren getreue Unterthanen des Königs werden.

General Buller, der ihnen mit seinem Stab entgegenkam, war, wie er freies Feld in der Nähe von Wredfort Station traf. Der General gab den Buren in einer Ansprache Erklärungen über die Art, wie in der nächsten Zeit für ihren und ihrer Familien Unterhalt gesorgt werden solle, und tritt dann in Begleitung Dewets nach der Station, wo die Buren, die zu Pferde folgten, die Waffen niederlegten; im Ganzen ergaben sich 185 Mann mit 17 Geschützen. Der General verlas dann noch ein Telegramm des Königs, in welchem dieser den Buren eine glänzende Zukunft wünscht.

In London wurde gestern in der St. Pauls Kathedrale aus Anlaß des Friedensschlusses ein Dankgottesdienst gefeiert, der großen Eindruck auf die Anwesenden machte. In der bis zum Neuerlichen gefüllten Kathedrale waren alle Größen des Landes, die Offiziere des Heeres und der Marine in Uniform zugegen. Bei der letzten Eingangsfeier keine besondere Veränderung getroffen worden;

Menschen, die solche Fragen täglich gemeinsam und liebevoll lösen, müssen sich auch innerlich näher treten.

Es war also nicht Neugier, sondern Schicksal und Antheil, als der Herr von G den Herrn von A sein Verlassen des Zimmers nach fragte: Was haben Sie denn für einen Jipseloff?

„Schick kam es zurück: Eine Goethe-Büste!“

„Ach so! Eine Goethe-Büste.“

Die „Goethe-Büste“ wurde lebenswürdig. Der Herr Staatsanwalt, schaltlosaffizient wunderte sich, was der Kollege heute alle bei ihm wollten.

Warum ging es heute bei ihm nur wie in einem Laubenschlag? Man kam, um ihm die neueste Strafverurteilung, die neueste Beförderung zu berichten! Ah!

Man kam, um ihm — ihm! — zu erzählen, wer einen japanischen Orden bekommen.

Man brachte ihm Affen, die sonst tagelang von Fach zu Fach reisten, bis sie bei ihm landeten, heute eigenhändig. Als sehr eilig! Man kam fiebern borgen, Siegel, rote Zinle, Oblaten, Nationalgarn ausliefern.

Was war gefahren? War er krank, sollte er befordert werden? Nachdenklich begann er, zu frühreden.

Aber die Besucherfluth ebbte nicht ab. Um elf Uhr wurde es plötzlich still. Mäntel das gefamnte Werkredakteur-WG, der gefamnte Beamtenstab, der die Angeklagten von A bis J bearbeitete, war nunmehr durch seine Klausur ergogen.

Nachdenklich schaute er hinans auf die Wäpfer der Kaffanien, die mit goldenen Kronen und ihrem weichen Hüftgeschichten zwischen den Gefängnismauern hängen, als hätten sie sich nach ihren Schwefeln, die brauchen den bunten Strafenfrühling schauten.

Jetzt verlor er verpfeife er seine halbe Ananas, die er sich heute zum Frühstück gekauft. Das Mäntel ersehen ihm jetzt freigezogen. Er wollte es ja nicht: er hatte eine „Goethe-Büste“.

Er hat eine „Goethe-Büste“ murmelte es durch die Zimmerflucht der königlichen Staatsanwaltschaft. Die Treiben klopften, die Affen rauschten, der staatliche Staatsanwalt tante in der Sonne, sonst folgte in der ersten Säule hinein, einen Frühlingsergen, und in dem gebogenen Stankimmer schwanden die kleinen Mitreden und schrien: Er hat eine „Goethe-Büste“!

es war nur vor den zum Altarplatz führenden Thüren ein freier Raum gelassen worden, auf dem man die Sitze für die Mitglieder des königlichen Hauses unter ihrer zwei große eichene und mit goldenen geschmückte Sessel für den König und die Königin aufgestellt hatte. Die Mitglieder der königlichen Familie, welche einzeln vor der Kathedrale vortraten, waren sämtlich zugegen.

Die Mitglieder der königlichen Familie, welche einzeln vor der Kathedrale vortraten, waren sämtlich zugegen. Das Königspaar begab sich im offenen Wagen ohne Eskorte nur mit einigen Vorreitern nach der Kathedrale.

An der Temple-Bar, am Eingang in die Gith, wurden sie durch den Lord Mayor und die Sheriff empfangen. Ersterer überreichte das Schwert der Gith dem Könige, der es ergreift, und dann dem Lord Mayor zurückgab. Das Königspaar legte hierauf die Fahrt nach der St. Pauls-Kathedrale fort, der Lord Mayor und die Sheriff führen dem königlichen Wagen voraus. Am Hauptthor wurde das Königspaar von der Geistlichkeit mit dem Kirchenchor empfangen und betrat dann unter den Klängen eines Chorals die Kirche. Nachdem das Königspaar Platz genommen hatte, begann der Gottesdienst mit dem Gesänge mehrerer Kantaten und eines Liedes, worauf der Bischof von London die Predigt hielt; den Schluß des Gottesdienstes bildete der Gesang des Liedes „Hun danket alle Gott“ und der Nationalhymne. Der König, der Feldmarschallsuniform trug, wurde von der in den Straßen überaus zahlreich angekauften Volksmenge überall herzlich begrüßt.

Der Bericht des zur Prüfung der Bestimmungen über das militärische Erziehungsweesen eingeleiteten Ausschusses ist veröffentlicht worden. Der Ausschuss kommt zu dem Schluß, die einzige Möglichkeit einer Verbesserung des militärischen Erziehungsweesens und damit einer Erhöhung der Wehrkraft liege in einem ehrliehen Vordereingehalten nach Verdienst, nicht nach dem Dienalter. Mittelmäßigkeit dürfte nicht die Oberhand haben, während ein Beweis von Fähigkeit keine Anerkennung finde.

Wegen der Aenderung des italienischen Ministers des Neuerlichen, Prinetti, daß die Kommission für den Nationaletat sich ihm gegenüber in schändlicher Weise benommen habe, fand gestern zwischen dem Referenten dieser Kommission, Grandetti, und dem Minister Prinetti ein Södelbueß statt. Von unserem Römischen Korrespondenten erhalten wir darüber folgendes Privat-Telegramm:

Heute Nachmittag fand in der Villa Medici auf dem Janiculus das bereits angekündigte Södelbueß zwischen dem Minister des Neuerlichen Prinetti und dem Abgeordneten Baron Franchetti statt. Im zweiten Gang kniete der Minister seinem Gegner einen starken Södelbueß an der rechten Schale bei; der Gegner verbot sich darauf. Vor der Villa hatte sich inzwischen ein zahlreiches Publikum angekauft, das den Minister beglückwünschte.

Nach einer anderen Meldung wurde Grandetti nur leicht am Ohre verletzt.

Ein neuer furchtbarer Ausbruch des Mont Pelée.

Nach einem Telegramm aus Fort de France (Martinique), erfolgte am Freitag ein neuer furchtbarer Ausbruch des Mont Pelée. Fort de France blieb vier Stunden in Dunkelheit gehüllt. Das Gelände von Morne Rouge wurde mit heissem Schlamm bedeckt. Eine Anzahl Häuser wurden samt ihren Wosten vernichtet.

Dem Neuerlichen Bureau wurde unter dem 6. Juni aus

Es hatte schon Menschen gegeben, die ihr Mitschweimen mit Stollwerckbittern schmückten, Menschen, die beselzt auf kühlenden Luftkissen saßen, Menschen, die im Dienst auf Spiritus lodeten, die sich Zigaretten an die Finger hängten, Menschen, die sich im Bureau Goldstücke hielten oder in roten Anzügen Nihilas zogen. Aber ein Mensch mit einer Goethe-Büste...

Der Mensch mit der Goethe-Büste sah an seinem Bulte. Er sah noch immer regungslos, ohne zu schreiben. Er hatte nur das dumpe Gefühl, es sei etwas gefahren. Oder es werde etwas gefahren. Etwas Schreckliches. Oder etwas Herrliches.

Um zwölf Uhr wurde er denn auch zum Ersten Staatsanwalt befohlen.

Der Erste Staatsanwalt sah in seinem Gemache; er nutzte die Schwurgerichtspause, um zu frühreden. Es gab kalten Kaffeebraten und ein Glas Haute Santerne. Das Pausmäuschen, das seine Gemahlin damit entfendet, sah mit dem Störbe in der Thür. Scheu und ehrfürchtig.

Der Erste Staatsanwalt sah heute noch eine lange Sitzung vor sich. Ihm gegenüber stand sein Referent und las die Ergebnisse der Sonntagsführung vor. „Meinred — 4 Jahre Zuchthaus, Brandstiftung — 10 Jahre Zuchthaus — Todschlag 8 Jahre Zuchthaus — Unruhenselbsttödtung 5 Jahre Zuchthaus — schwerer Diebstahl — 5 Jahre Zuchthaus!“

„Das ist ja schrecklich!“ rief der Erste Staatsanwalt. „Wieder über 30 Jahre Zuchthaus! Schick!“ Und er gab sich nach ein Glas Santerne hin. „Ach werde mich verlegen lassen... Ich werde ja alt für das Geschäft. Dieser eine nette, ruhige Einzimmer!“

Er war sehr schlechter Laune. Ihm klopfte es auch noch, und der dienhabende Wote machte eine Werbung. Die Stimme des Ersten Staatsanwalts erhob sich sofort, großlaut, rau, gereizt: „Ach, ja, ja! Soll mal eintreten!“

Es war der Herr Staatsanwaltschaftsaffizient. Weich, aber gefahrt stand er vor seinem höchsten Chef. Er sah nicht das hübsche Könnchen mit dem Feinfräseffekt und nicht den wohlgeschulten Wartenbar. Er sah nur die vernehmliche Gestalt des Herrn Ersten Staatsanwalts in der schwarzen Robe und im Schmutz der weißen Halsbinde, den nach rothfarbener angekauften Korpspflüster mit









entpringt, hat der Prozess reichlich gelebt. Die Klage kann durch verschiedene Instanzen bis zum obersten Gerichtshof durchgeschickelt werden, und der oberste Gerichtshof kann zum Beispiel erklären, daß das zweite oder erste Testament zu Recht bestche, und daher der Eine oder der Andere an einer Million-Erbchaft berechtigt sei. Voraussetzung ist nur, daß die Parteien klug genug sind, die Differenz nicht in den Rechtsstreit oder in die formelle Rechtsbefähigung des Testaments zu verlegen, in welchem Falle ein Streit besteht, der zur Vorlegung der Urkunde führen müßte; vermeiden sie dies, und fixieren sie nur aus materiellen Rechtsgründen über die Wirksamkeit des einen oder des anderen letzten Willens, dann wäre das Gericht machtlos, und der oberste Gerichtshof hätte dann lediglich zu erklären, wer der Millionenerberrichte ist.

Man weiß aber, welche Bedeutung für den ganzen Verkehr die Entscheidung eines höchsten Gerichtshofes hat, und namentlich in einer tiefgestellten Gerichtsbarkeit. Das Publikum verfolgt denartigen Prozesse mit Spannung, und die Entscheidung wird den Volksgenossen keinen Zweifel lassen, daß der glückliche Gewinner des Prozesses ein Krösus ist, und die Folgen für den öffentlichen Glauben und das Vertrauen der Allgemeinheit ergeben sich daraus von selber.

Man muß allerdings zugeben, daß die Schlanheit, mit der Frau Humbert vorgegangen ist, namentlich auch alle ihre Aufstellungen über Verfügungen und Verfügungsgegenstände über das Verbot, die Vermögensgegenstände aus dem Erbschaft zu entfernen, u. s. w. in unerwarteter Raffinement beweisen, und man könnte vielleicht geteilt machen, daß in solchen außerordentlichen Fällen schließlich jede Regelung der Sache vorliegt. Jedoch auch wenn das System nicht in diesem Maße jahrelang fortbetrieben wird, auch wenn ein derartiger durch Entscheidung des höchsten Gerichts nochgehender Jurisprudenz des Publikums nur ganz kurze Zeit andauert, bedeutet dies einen durchgehenden Schaden für das Volk, und gerichtet es gewiß der Lust nicht zum Ansehen.

Darum folgen wir dem kräftigen Beispiel, das, nachdem ich meinen Prozess als Rechtsverhältnis" geschrieben, der österreichische Prozess (1895) uns gegeben hat, und entwirft für den Prozess, wo die sogenannte Verhältnungsmaxime auf jenes Gebiet beschränkt wird, wo sie durch die Lebensverhältnisse geboten ist und sich als nützlich und vorteilhaft erwies.

### Der Ursprung des Sirenen-Mythus.

von Dr. Ch. Zell.

Wer in diesen Tagen noch einen scheinbaren Blick auf die Anstaltskanten warf, dessen Auge wurde durch das Bild eines Seemannsgesichtes gefesselt. Bei näherem Hinsehen erkannte man, daß im Passagier-Panoptikum eine Seemannsfrau (Sirene) mit einem Jungen zu sehen sei. Unwillkürlich sollen einem die phantastischen Gestalten von schönen Meerweibern, Nixen und Bergeliebes ein, die durch ihren Gesang bewandten Wesen in die kalten Fluten ziehen. Allerdings lächelt der Sachmann über solche Vorstellungen, denn er weiß, daß die Sirenen plump, ungeschickte Meerestiere sind — sie nehmen eine Mittelstufe zwischen Walfischen und Robben ein —, die alles andere thun, als herlich singen, vielmehr unglücklich gefähig sind und unter stinkem Schnauben atmen. Natürlich ist das im Passagier-Panoptikum befindliche Thier auch nicht lebendig, denn in ihm Spielraum zu seinen Bewegungen zu gestatten, würde man einen lebenden Leich gebrauchen. Auch ist es bisher noch niemals gelungen, eine lebende Sirene in Europa anzustellen. Nur das entzückt den Zuschauer, daß es sich um kein Weibchen mit einem Jungen, sondern um ein Männchen handelt. Aber da bei uns die Gelegenheit, solche Thiere betrachten zu können, äußerst selten ist, so ist man ja auch für diese Bereicherung seiner zoologischen Kenntnisse dankbar.

Was haben nun diese plumpen Geschöpfe mit den Sirenen Somers zu thun? Die herrschende Meinung giebt darauf die Antwort: Gar nichts. Das kann ja auch nicht anders sein. Obdieses soll ein Symbol des Sonnengottes sein, dessen Zerfallenes die Bedängnisse der Sonne während ihres Jahreslaufes poetisch veranschaulicht. Unter den Sirenen versteht man gewöhnlich das Bild der Spiegelfläche des Meeres, unter der mannigfache, tobende Gestalten vorhanden sind.

An dieser Stelle will ich gegen die herrschende Meinung nur Folgendes anführen: Die Heimat des Griechen ist überall vom Meere umgeben, dessen trügerische Natur ihn zu Kindesbeinen an bekannt ist. Und eine solche banale Weisheit analog zu falschen Vorstellungen über die Sirenen zu geben, würde man einen lebenden Leich gebrauchen. Auch ist es bisher noch niemals gelungen, eine lebende Sirene in Europa anzustellen. Nur das entzückt den Zuschauer, daß es sich um kein Weibchen mit einem Jungen, sondern um ein Männchen handelt. Aber da bei uns die Gelegenheit, solche Thiere betrachten zu können, äußerst selten ist, so ist man ja auch für diese Bereicherung seiner zoologischen Kenntnisse dankbar.

Weiter nimmt die herrschende Meinung an, daß der Schauplatz der Verfassungen der östliche Theil des Mittelmeeres ist. Hier kommen unsere Halbfloren — so sollen die realen

Thiere zum Unterschiede von den fagenhaften Meerweibern genannt werden, niemals vor. Also können sie mit den Sirenen Somers nichts zu thun haben.

Zunächst soll ganz kurz das Wenige, was Homer von diesen merkwürdigen Wesen berichtet, wiedergegeben werden, damit sich der Leser selbst ein ungefähres Bild von der Sachlage machen kann. Im zwölften Buche der Odyssee macht Circe den abtreibenden Odysseus auf die Gefahren aufmerksam, die er auf seiner weiteren Reise zu bestehen hat. Er kommt zunächst zu den beiden Sirenen, die auf einer blumigen Insel des Westmeeres, umgeben von bleichenden Menschengebeinen, am Strande weilen und durch ihren begabenden Gesang die Vorübergehenden anlocken, um sie zu tödten. Er solle die Ohren seiner Gefährten mit Wach verkleben und sich selbst an den Mast binden lassen. Diesen Rath befolgt der Held und überlebt die Gefahr glücklich da die Genossen seinen Wunsch, ihn loszumachen, damit er zu den Sirenen gelange, unbeachtet lassen. Da nun der Dichter uns keine nähere Schilderung über das Aussehen und die Lebensweise dieser Ungeheuer giebt, so ist dieses Abenteuer wohl das dunkelste von allen.

Ein klein wenig Licht kommt jedoch in die Sache, wenn man den von mir in meinem Buche „Hölyphen ein Götter" vertretenen Standpunkt theilt. Gleichwohl ist die Beschreibung der Sirenen als Halbfloren zu suchen, die nach den großen Fahrten der Phönizier zu Mund zu Mund gingen. Bereits vor Homer sehr frühe sahne Seefahrt nach England, nach der westafrikanischen Küste und nach Indien. Sodann muß man sich vergegenwärtigen, daß die überall verbreitete Sage von der Griffling von Meerweibern ihren Ursprung zum Theil in den Seebanden haben dürfte, welche jemals einen besonders in der Dämmerung — unterwärtigen aufstehenden Seebandskopf gesehen hat, um welche dort nicht zweifeln, daß man ohne große Phantasie plötzlich ein menschliches Wesen zu erblicken vermeint.

Nun sind die Halbfloren im arabischen Meerbusen so häufig, daß sie jeder Schiffer kennt. Führen die Phönizier dort entlang, was Krieger und andere Geschlechtern als historische Wahrheit gilt, so mußten ihnen ebenfalls diese Geschöpfe bekannt sein. Weil aber es der Kopf des Seebandes macht nun der Obertheil der Halbfloren den Grund eines Meerweibes, zumal wenn sie an ihren Brüsten ein Junges mit den hantartigen Flossen festhält.

Die Römer wußten kein Seewolf, trotzdem übten ihnen die Halbfloren der arabischen und indischen Gewässer nicht unbekannt. Plinius erzählt von ihnen Folgendes: „An den indischen Küsten sind besonders in der Dämmerung — unterwärtigen aber Köpfe wie Weibchen, die kommen aus Land und freßen Pflanzen. Und bei Aelian heißt es von ihnen: Bei der Insel Zephrone (das heißt bei Seylon) giebt es Seethiere, welche die Gestalt von Sathyn und Weibergestalt haben, an denen statt der Brusten Dornen hängen. Sie sollen auch noch andere Gestalten haben, die so abentheuerlich sind, daß selbst die geschicktesten Matrosen sie nicht richtig sehen können. Jene Thiere haben sehr lange, gemurde Schwänze, statt der Füße aber Scheren oder Krallen. Sie kommen bei Nacht aus dem Wasser, freßen Gras und Palmensrübe, schlängen sich auch um Palmenbäume und schütten sie. In der Morgenämmerung kehren sie ins Meer zurück.

Ueber die Lebensweise dieser Geschöpfe berichten unsere heutigen Naturforscher folgendes:

Die Halbfloren oder Duogon (Seemanns- oder Seethier) erreicht eine Länge von 3 bis 5 Meter, der kurze und dicke, deutlich vom Kopfe getrennte Hals geht unmittelbar in den Leib über, welcher gleichmäßig gerundet ist, von der Halsgegenwart bis zur Mitte allmählich dicker wird und sich dann bis zum Schwänze hin verjüngt. Er scheint, daß unsere Halbfloren in der That von dem indischen Meeressäugethier nicht richtig gesehen wurden. Jene Thiere haben sehr lange, gemurde Schwänze, statt der Füße aber Scheren oder Krallen. Sie kommen bei Nacht aus dem Wasser, freßen Gras und Palmensrübe, schlängen sich auch um Palmenbäume und schütten sie. In der Morgenämmerung kehren sie ins Meer zurück.

schönheit aus einem Spezialitätenhändler: „Hörst du? Das Weib schenkt ich dir zu Weihnachten. Wie geht dir's? Grüße meine Frau! O."

Edgar und Adele tauschen die Karten, als sie vorgelesen einander gegenüber saßen. Adele schenkte dem Wetter gerade den Thee ein, als dieser aus seiner Weisheit die Zeitnahme nahm. Zwischen lag ein geistiges Weibchen mit einer Fingerringmarke. Adele war nicht neugierig, aber sie konnte es nicht ändern, daß ihre Augen zufällig die Karte lesen: M. R. 20. Foliant 7. Hatte Edgar es bemerkt? Dem schnell schlug er das Buch zu und steckte es in eine Schürze. Adele sah einen Augenblick, um sein Uhr verabschiedete sich der Affekt vor sie gewöhnlich, und ihr war es, als ob er ihre Hand etwas länger stütze und fester drückte als sonst.

Das Gedächtnis war diesmal erster gewesen. Es hatte die Ehe getrennt, von dieser gelandet. Die Anstaltskarten aus Benedic hatten den Anlaß dazu gegeben. Das „Annie dir nur gut!" Es war, als ob eine geheime Schwärze die Unterhaltung durchgehen hätte, leise, unangelegene Wünsche auf beiden Seiten plötzlich erwacht wären.

Adele hatte eine unruhige Nacht. Es quälte sie etwas. Sie sagte sich immer und immer wieder, daß sie kein Recht dazu hatte, doch sie war eifersüchtig — auf M. R. 20. Foliant 7. Was ging sie Edgar's Anwesenheit an? Er konnte thun und lassen, was er wollte. Das hielt sie sich vor. Umsonst. Es regte sich etwas in ihr, aber das sie sich noch keine Rechenschaft geben, das sie nicht bemerken wollte, aber es war da. Als sie endlich eingeschlafen war, träumte sie von schwebenden Tauben auf dem Meeresspiegel, und es war ihr, als ob sie jemand hätte. Ganz war es nicht: dem Edgar ging der Gedanke, und eine Taube in Zeitort war auch dabei. Sie lag am Schalter Foliant 7.

Am anderen Morgen erkrankte sie mit einer Migräne. Das hämmerte in den Schläfen, und die Augen schmerzten. Anna brach sie gewöhnlich den Thee aus Weiz, dazu die interessante Morgenkaffee, den „Generalanleger". Frau Adele lag die Augen zu, und ha-

stend es mit großen Buchstaben: M. R. 20. Bitte, Brief abholen Foliant 7.

Frau Adele vermaß die Migräne, sich selbst und alle guten Gedanken. Sie war schmerzhaft als sie angeblieb, ließ nach dem Foliant und — den Brief hielt sie in den Händen. Den Brief aus Godes Weisheit. Als der Sekretär ihr ihn ankündigte, hatte er so merklich geäußert; sie hätte ihm ins Gesicht springen mögen.

Bevor sie die Brief öffnete, ärgerte sie noch einen Augenblick. Es kam ihr der Gedanke, in den Briefschloß zu werfen, sich zu verstecken. Warum? War der Brief nicht gethan, so war man nicht beige worden. Sie schloß ihn schnell entschlossen auf und las ihn.

Das war die Dummheit, die sie begangen hatte. Der Brief enthielt ein paar Zeilen, eine Bestellung zum Abendessen Abends 1 Uhr im Thiergarten, in der Nähe von Stoll. „Sähe Minna" hieß die Angebetete.

Adele war in peinlicher Verlegenheit. Sie schämte sich, sie ärgerte sich über die „Sähe Minna", aber sich selbst, über alle Welt, über alles, was ihr gerade in den Sinn kam, und wußte nicht, was sie thun sollte. Schließlich rang sie sich den Entschluß ab, Edgar alles offen zu bekennen, und schrieb ihm, sie in einer wichtigen Angelegenheit an anderen Sonntag am halb zwölf Uhr zu besuchen. Er kam. Ganz Minuten später. Sie hatte gehört, ihren Plan völlig zu ändern. Sie wollte ihm nichts sagen, sie wollte ihn quälen, in Verlegenheit bringen, sie wollte sich über ihn amüsieren. „Annie dir gut! Ein rechter Geheimnisschloß!" hatte er ihr gestern Abend gesagt; mit einem gewissen Hohn, einer kleinen Schadenfreude, so schien es ihr. Nun wußte! Er sollte den Stoff zum Nachen geben. Sie hatte ihre geheime Gedanken.

Edgar war nicht wenig erfreut, als die wichtige Angelegenheit in nichts weiterem bestand als in einer Einladung, seine kleine in Theater zu begleiten, zur „Brant von Messina". Das hatte er nicht erwartet. Er lachte ob. „So habe eine wichtige Sitzung im Sammergericht, die ist unaußsehbar."

doch große Tiefen, wahrscheinlich weil sie zu abwechselndem Auf- und Niederkommen zu unterbreiten sind. Auf trockenem Land schleppen sie sich mit der allgeringsten Anstrengung kurze Strecken dahin, ihre Flossensteine sind viel zu schwer, und die Masse des Körpers zu bewältigen. Seepflanzen, Tange und Gräser, welche in Untiefen oder hart am Ufer wachsen sowie verschiedene Wasserpflanzen, welche auf freistehenden Stellen der Küste wachsen, bilden die ausschließliche Nahrung der Sirenen. Sie sind die einzigen Seefische, welche pflanzliche Nahrung verzehren. Ihre Weibchen mähen sie mit den beiden Lippen ab und schlängen große Mengen auf einmal in den weiten Schlund hinab.

Zunächst zeigt sich folgende wunderbare Uebereinstimmung: Weshalb das trügerische Meer gerade durch zwei Personen — Homer hat die Zwillinge hervor — dargestellt wird, ist unfaßbar. Zugleich ist es unerkennbar, daß das partielle Zusammenleben und Vorkommen der Halbfloren vorzüglich mit der Zahl der Sirenen übereinstimmt. Man wird nun aber einwenden: die Phönizier mögen die Halbfloren auf ihren Fahrten kennen gelernt haben, aber wie können diese fabelhaften, pflanzenfressenden Geschöpfe den Anlaß zu der Erzählung von den gefährlichsten Ungeheuern gegeben haben?

Hierzu ist Folgendes zu bemerken: Alle Naturforscher bestätigen, daß die Halbfloren sich nur auf feuchten Stellen aufhalten. Der Grund für diese Erziehung ist aber nicht der, weil sie tiefe Stellen des Meeres wegen vermeiden müssen, denn auch Walfische, Delphine, Robben u. s. w. sind See- thiere und können doch an tiefen Stellen vor. Sondern der wahre Grund ist augenscheinlich der, daß sie sich vor Hai- fischen und anderen Seethieren nur dadurch retten können, daß sie den Strand aufsuchen, wohin ihnen ihr Grund nicht folgen kann, ohne Gefahr zu laufen, ebenmäßig umzu- kommen.

Den Schiffen ist nun diese Erscheinung das Vorkommen an feuchten Stellen, jedenfalls etwas ganz Bekanntes gewesen. Deshalb war ihnen das Ergehen von Halbfloren mit der Gefahr für das Schiff doch als festlich, augenscheinlich identisch. Sonst hätte also von phönizischen Schiffen die ganz richtige Erzählung: Weit in fernen Meeren sind bestimmte, paarweise lebende Meerestiere, die wie Menschenweiber aussehen. Sobald man sie erblickt, dann heißt es: Vorsicht! Denn sonst ist das Schiff mit der Besatzung rettungslos verloren.

Auch die Erzählung, daß nicht selten ein Schiff, wie von unsichtbaren Kräften getrieben, gerade auf die gelähr- bringende Stelle zutrifft. Man würde nach einer Erklärung mancher Schiffe an Meeresküsten leidet, obwohl dessen Gefährlichkeit doch bekannt war, damit, daß ein berückeltes schönes Weibchen der Schiffer in die Falle lockt, die in einem fremden Meer ist. Die Erzählung von dem wunderbaren Gesänge der Sirenen ist also rein poetische Behandlung des Stoffes. Das erweist man schon aus den zahlreichen Widersprüchen dieses Mythos. Was sollten denn zwei Wesen einer trefflich gerüsteten Besatzung für ein Leid antun? Hatte doch der Held Odysseus ganz allein sogar die Götter Circe mit dem Schwerte bedroht. Dann ist das Zittern der Phönizier doch ein faßliches Stück. Wenn die Sirenen eine taube Besatzung, die in einem fremden Meer fährt, wo man doch wahrlich keine feine Sinne offen halten muß! Bekanntlich hat Odysseus, der als fest- gebundener allein den Gesang hört, von Wonnensinnern erzählt, daß man ihn frei mache. Neben nichts ihm nichts, denn die Leute hörten nichts, Handbewegungen konnte er nicht machen, denn er war festgebunden, also wußte er mit den „Augenbrauen" zu. Man kann sich einen Befehl, der durch bewusste Augenbrauen dargeboten wird, schwer vorstellen.

Die wahre Grundlage der Gefahr ist dagegen unerkennbar ganz richtig dadurch angegeben, daß der Dichter erzählt, das Schiff wäre durch schleimiges Fortruben gerettet. Ja, als Odysseus den Sirenen sich zu nähern gebietet, da ist die Antwort der Gefährten die, daß sie ihn noch fester binden und noch härter unteren.

An dieser Stelle kann der Mythos selbstverständlich nur in rohen Umrissen behandelt werden. Doch wird sich schon Gelegenheit finden, ihn in allen Einzelheiten ausführlich und genau zu erörtern.

Jedenfalls wird die immer mehr sich ausbreitende Kenntnis der Thierwelt dazu beitragen, daß die einfachen, auf der Hand liegenden, weit naturgemäßen Erklärungen der Irrthümer des Odysseus den Sieg über die verschwommenen Symbolisierungen davontragen.

Einsprechung war ihm bisher fremd geblieben. Nun kam sie auf einmal. Das berührte ihn tief. Einen Augenblick überlegte er, ob er M. R. 20 nicht im Stiche lassen sollte; sie würde sich tödten. Doch blieb er fest.

„Bist du zugegen im Sammergericht!" rief sie ihm beim Abschied zu und lächelte.

„Die Weiber trauen einem Junggesellen nicht über den Weg," dachte er und ging —

Ueber den Thiergartenweg wickelten die Geschloßblätter, der Mond beschien mit seinem bleichen Lichte ihren Todtenanzug. Im Schatten der Mauer von Stoll stand Frau Adele, schüchtern, einen kleinen einsamen Fuß auf dem Pflaster. Es war acht Uhr. Am Anfang der Straße lag ein Zigarrenkasten. Edgar kam auf sie zu. Sie erkannte ihn sofort. Ihr Herz klopfte schneller. Sie drückte sich eng in den Schatten. Jetzt stand er vor ihr.

„Minna!" flüsterte er. Das war ein stiller Schrei. Da warf sie ihren Schleier zurück und lachte ihn an, so herzlich sie konnte. Er fragte, begriff nicht gleich die Situation, aber es überkam ihn eine tolle Rührung, er war nicht seine Kinn und drückte ihr einen heißen, langen Kuss auf die Lippen. Sie war fast ohnmächtig und bestreite sich zitternd aus ihrem Anze.

Er wie aus einem Staube erwacht, wurde sich betruht, was er gethan, welchen Verstoß gegen die gute Sitte er begangen hatte. Sie standen wortlos für eine Zeit lang gegenüber. Ihr Wirbelte es im Kopf, es loberte in ihrem Herzen auf; das war doch etwas anderes als der laue, langweilige Kuss ihres Hans. Ihm war's wie glühend Feuer durch die Glieder gegangen.

„Edgar war nicht wenig erfreut, als die wichtige Angelegenheit in nichts weiterem bestand als in einer Einladung, seine kleine in Theater zu begleiten, zur „Brant von Messina". Das hatte er nicht erwartet. Er lachte ob. „So habe eine wichtige Sitzung im Sammergericht, die ist unaußsehbar."

Es lagte so merkwürdig. Das fiel ihm auf. Aber das Sachen liehete sie. Ihm ging's wahr durch Edgar bei ihrem Anblick. Dies

# Politische Rechte der Frauen.

Von Richard Wulfov.

Man kann nicht behaupten, daß die Debatten des Abgeordnetenhauses vom 5. Mai über die Zulassung der Frauen zu politischen Versammlungen ein bedeutendes Interesse in weiten Kreisen erregt haben. Daß die Neuernung des Herrn Mühlstein's in der Kammer, nach welcher sich die Verhältnisse (in Bezug auf die Frage des Antritts der Frau am politischen Leben) in den fünfzig Jahren, die seit Erlass des Vereinsgesetzes vergangen sind, nicht geändert haben, durch ihre absolute Rückständigkeit Aufsehen erregt hat, muß besonders festgestellt werden. Als im März des Jahres 1896 der Reichstag bei seinen Verhandlungen über das Vereins- und Versammlungsrecht auch die politischen Versammlungen der Frauen stellte, erwies die Debatte ebenfalls nicht die Höhe ihrer Bedeutung, wie es sich überhaupt ergibt, daß bei Beratungen, die schwere und weitgreifende Probleme sozialer Natur betreffen, nur die Oberfläche berührt, aber die tiefere sittliche Bedeutung aber leicht hinweggegangen wird. Das aber wäre nicht denkbar, wenn solche wichtigen Fragen, die Wesen und Bedeutung der ganzen Frauenbewegung betreffen, für alle Volksteile Gegenstand eines ernstlichen Studiums geworden wären. — Wie die Sache jetzt liegt, so ist die Unwissenheit der Frau in einer politischen Versammlung an sich nicht strafbar, der Minister will nur, daß die Frauen in politischen Angelegenheiten „nicht mitreden“. Es ist, so rief er schmerzvoll aus, „tauglich, wenn auch die Frauen in ihrer leichten Erregbarkeit in politischen Versammlungen das Volk bewegen sollten.“

Voreil ein fernes Wort zur Klarstellung. Der Begriff von „politischen Vereinen“, „politischen Versammlungen“ ist keineswegs klar und unbestritten. Das Reichsgericht nimmt nach seinen Entscheidungen an, daß unter „politisch“ das zu verstehen ist, was die Verwaltung, die Beroaltung und Gesetzgebung des Reiches sowie die internationalen Angelegenheiten angeht; es bezeichnet aber auch wirtschaftliche Fragen mit „politisch“, wenn es sich dabei um Veränderung bestehender Verhältnisse durch staatlichen Zwang handelt, überhaupt um soziale Fragen und soziale Gesetzgebung. Ein Urtheil des Kammergerichts will unter „Politik“ alles verstanden wissen, was unter dem Begriff der Staatswissenschaft fällt oder fallen kann. Man sieht, wie schwer es sich praktisch mit dem Begriff „politisch“ erweist, besonders wenn seitens der Regierung Neigung zu einschränkenden Maßregeln vorhanden ist. Man läßt aus diesem Begriffswort hervorgehen, daß bestenfalls, wenn man unter „Politik“ hier die Beschäftigung mit den Fragen des öffentlichen Lebens versteht und die Frage einfach so stellt, ob sich die Frauen in Versammlungen, Vereinen in Wort und That am öffentlichen Leben beteiligen dürfen oder nicht. Die Regierung hat die Frauen bisher von der praktischen Antheilnahme am öffentlichen Leben mit seinen vielfältigen und verzweigten Fragen möglichst fern zu halten gesucht, wie es scheint, aus prophylaktischen Gründen, das heißt, um der Verschlechterung oder Entartung ihres Charakters vorzubeugen. Die Frauen selbst, die ihrer häuslichen und wirtschaftlichen Bestimmung getreue zu wollen, geht heute aus vielen Gründen nicht mehr an, es flingt daher wie ein offenes Bannverbot, wenn man auch jetzt wieder in Abgeordnetenhäusern die Frauen vorzüglich „aus Haus“ verweist und mit der Einräumung gewisser politischer Rechte immer gleich „amerikanische Zustände“ befürchtet.

Eine Ausnahme am öffentlichen Leben, die sich immerhin in freier Ansprache der gewonnenen Ueberzeugungen äußern darf, scheidet wohl kaum die Eigenart des Geschlechts, regt nicht die Lebensäußerung auf, betrifft nur leise Genuß und Familie; sie bedeutet an sich nur die freie Abgabe eines wohlwollenden Urtheils über öffentliche Zustände und Verhältnisse, eines Urtheils, das sich in wirtschaftlichen und gewerblichen Dingen ganz besonders werthvoll erweisen kann. Welche natürlichen und unüberwindlichen Hindernisse indessen sich auf dieser anscheinend harmlosen Betätigung im öffentlichen Leben entgegenstellen, und wie schwierig und gefährlich sie sich in der Praxis herausstellen, werden nur notwendig in sorgfältigsten Werken zu erörtern haben. Zunächst muß ich auf einen sehr wesentlichen Punkt hinweisen.

Ich weiß es wohl und habe es erfahren, daß es gewissen Führern der Frauenbewegung sehr peinlich ist, wenn man nach allen diesen Konzeptionen von der Frage des politischen Stimmrechts nicht spricht, daß sie vor dem Streben nach „höchsten politischen Gut“ einräumlich mannt wie es ihnen in ihrem eigenen Interesse nicht einräumt will. Gerade dieser Punkt scheint den Frauenrednerinnen von höchster Wichtigkeit zu sein, obgleich er ihnen das Wohlwollen wahrer und echter Freunde der Frauenbewegung am ehesten zu verschanden geeignet ist. Darum muß er klar gestellt werden.

Das politische Stimmrecht soll ausgebaut werden auf Grund

festenwurzelten, durch Erziehung, Bildung und Erfahrung erlangener Ueberzeugungen, die ein Ziel unserer geistigen Arbeit, unter anderem unserer Berufstätigkeit sind, hier treten wir mit dem Ausdruck unserer ganzen Individualität für das Gemeinwohl, für den nach unserer Ueberzeugung vernünftigen und nützlichsten Ausbau des geschichtlich Entstandenen und Ertrungenen ein und suchen unsere Meinung durch Wort und Schrift und Kampf zur Geltung zu bringen. Kein Zweifel, daß dabei Gemüth, Temperament und Leidenschaft demöglicherweise, daß unsere Seele oft dabei die reingeformte Saxonie verliert und in dem widerstrebenden Kampf der Meinungen verwirrt, beunruhigt und getauft wird.

Ich kann meine Ueberzeugung nicht verhehlen, daß auch so mancher vortreffliche Mann in den unerschlichen Wahlkämpfen, Agitationen und Diskussionen ein gutes Stück seiner ursprünglichen Objektivität und Herzenslauterkeit einbüßt. Ist es nun aber einmal das Geschick des Mannes, daß er aus dem Kampf der Meinungen Herz und Empfindung nicht ganz unberührt und lauter zurückbringen kann, so müssen diese Kämpfe und Erregungen mit um so größerer Sorgfalt von dem Leben der Frau ferngehalten werden, deren hoher Kulturberuf gerade aus der Lauterkeit und Unbeeinträchtigkeit des Empfindens seine besten Kräfte zieht. Wie oft hat in den angeregten Zeiten der Wahlen ein in die Frau an gewohntem schmerzlichen Schwere Reibungen und Erörterungen herbeigeführt, wie oft ist der Meinungs- und Prinzipienkampf zu einem gefährlichen persönlichen Streit geworden, der schmerzliche Wunden schlug!

So wie es die Pflicht des Mannes ist, das Gesetz zu schaffen und sein Land mit den Waffen in der Hand zu beschützen, so wird er auch allein das Recht beanspruchen dürfen, ausschließende Beschäfte höherer Art zu besorgen, die man für gut und heilsam erkannt hat, und für die man mit allem Eifer, ja mit Gut und Blut einzutreten Willens ist. Wehe dem Staate, der zu Zeiten schwerer politischen Kämpfe diese unter thätiger Mittheilung der Frauen zu führen hätte! Denn unheilbar würde er die Wurzeln seiner Kraft und Existenz zerstören. Diese Kraft liegt aber in der Ruhe und dem Frieden des häuslichen Lebens, wenn man die Leidenschaft in Bewegung setzt, ist die Seele unter den Nachwirkungen heftiger politischer Auseinandersetzungen und unabweidlicher, gewaltsamer Eindrücke bebend, — wird sie da im Stande sein, in derselben Stunde ruhigen Gehirns ihre täglichen Pflichten zu erfüllen, ihre Lieblichen, Eltern oder Geschwister zu versorgen und so, wie es sonst ist, mit Sorgfalt und Eifer in Hausarbeit oder in ihrem Beruf zu schaffen und zu wirken?

Für den Mann sind in der Gegenwart solche Kämpfe und Erregungen unvermeidlich, und sein kräftiges Naturell setzt ihnen größeren Widerstand entgegen; aber gerade deshalb ist sein Bedürfnis so groß, das gestörte innere Gleichgewicht wieder herzustellen durch das friedliche Bild seiner häuslichen Wirklichkeit, durch den Anblick seiner Kinder und des ruhigen Lebens seiner Gattin. Am besten man besorgen an eine gewisse, wenn nicht gar lebenslange Fortsetzung der politischen Erörterungen „am stillen Herd“, und man wird sich eines unheimlichen Gefahrs nicht erwehren können. Es geschah deshalb aus einer psychologisch richtigen Erwägung, daß ein großer Theil der Vorparlamenten für das Stimmrecht der Frauen in geordneten Mutterländern England daselbst nur „ausnahmsweise“ für die erwerbsfähigen und verwitweten Mitglieder der Geschlechts beauftragte Thematik aber war es, daß jene eigenen Damen die absolute Verschwiegenheit der Geschlechter in ihren Programmen und Auftritten ignorierten und von der Frauennote als von einer Klasse sprachen, wie man etwa von Adel, Geistlichkeit und Bürgerstand spricht. Und ebenso thöricht war es, daß sie sich den Augen galten, als erloschenes Feuer und verwehten Wind der Säulen und Schöpfsteinen in den Parkanlagen; denn thörichtlich wurden die politischen Verhandlungen der Frauen mit Schärfe und Bitterkeit geführt und so jedem ruhigen Beobachter die Besorgnis nahegelegt, daß eine Folge der Frauenbeteiligung an politischen Verhandlungen überhaupt die Abwertung des weiblichen Sinnes nach der Richtung der Verherrlichung und Erhöhung sein werde.

Und damit wären wir denn an einen Punkt gelangt, der aus Klarheit darauf hinweist, daß die Betheiligung der Frauen am öffentlichen Leben kaum jemals eine starke Ausdehnung gewinnen, vielmehr naturgemäß manchen Einschränkungen unterliegen wird. Wer an die Öffentlichkeit tritt und von seinen Anschauungen und Ueberzeugungen Redenschaft ablegt oder auf das öffentliche Leben beständige Wirkungen macht und herabwirft, muß allemal auf Widerstand gefaßt sein und darf keine zarte Blüthe, keine freundliche, verbindliche Form verwenden; ja er kann in die Lage kommen, scharf und hart angefaßt und ungerecht behandelt zu werden. Der im öffentlichen Leben stehende Mann ist an Widerkampf und Kampf gewöhnt; sie bilden einen Theil seines Wirkens und Lebens, — die Frauen aber bringen dafür nicht die nötige Kraft und Widerstands-

fähigkeit, in vielen Fällen wohl auch nicht genügende Gesetzentgegenwart und Selbsterhaltung mit und wissen nicht, fest und unbeirrt durch Einwände und Widerprüfungen ihre Anschauung zu verteidigen und festzuhalten. Leicht ist auch daher keine Frau zur thätigen Antheilnahme an der Behandlung öffentlicher Fragen entschlossen; immer wird eine gewisse Scheu eintreten oder ein Kampf vorausgehen, hinter dem die folgende Frage hervorragt, ob nicht Kränkungen und Enttäuschungen dem Eintritt in die öffentliche Wirklichkeit folgen werden. Wenn man also auch den freien Willen der Frauen achtet und ihnen die Bahn zum thätigen Eingreifen in Fragen des öffentlichen Lebens frei machen soll, so darf doch immer noch die Frage aufgeworfen werden, ob wahre und wohlmeinende Freunde der Frauen und der Frauenbewegung gut daran thun, die Ausübung dieses Rechts in weitem Umfang für gut und nützlich zu werth zu erklären und ihnen diese Ausübung in ihrem eigenen Interesse zu empfehlen. Es darf sogar gefragt werden, ob nicht gerade diejenigen Eigenschaften, die uns das Geschlecht werth und theuer machen, und die seine im Weltgeschick so bedeutungsvolle Stellung begründen, durch eine aktive Antheilnahme am öffentlichen und politischen Leben eine Schwächung erfordern könnten, und ob nicht dieser Schwächung nicht eine größere Vertheilung der Frauen, die sie bei allen Kulturdrößen genießen, sich verschließen und sinken würde.

Man kann sehr wohl für die größere Selbstständigkeit der Frau im bürgerlichen und Erwerbsleben, für die Vertiefung ihrer Bildung und für die Ausbarmung ihrer Kräfte als Lehrerin, Ärztin, Apothekerin, Anwaltin oder in anderen noch zu erregenden Berufswählungen eifrig thätig sein und doch, in u e aus wichtigen Fraueninteressen, gegen ihre thätige Antheilnahme am öffentlichen politischen Leben eine starke Bedenken haben. Denn ein Heraustrreten der Frau in die Öffentlichkeit birgt unbestreitbar Gefahren für die normale Entfaltung und Wirksamkeit gerade derjenigen weiblichen Eigenschaften, die den eigentlichen Werth der Frau bestimmen und für das sittliche Fortschreiten des Menschengeschlechtes unentbehrlich sind.

Man werde doch ja nicht ein, daß die heutige „rauhe Zeit“ die Mädchen und Frauen in die Öffentlichkeit drängt und sie dort zur Wahrung ihrer Interessen zwingt! Eine solche Behauptung hat in dieser Allgemeinheit keine Gültigkeit. Wer sich besonders berufen und fest genug fühlt, seinen und seines Geschlechtes Interessen im Versammlungssaale Geltung zu erringen, der kann mag es nicht verwehrt sein; es aber die Rücksicht für jede moderne Frau hinanzustellen und zur Nachsicherung zu empfehlen, ist falsch und schadet der vernünftigen Entwicklung der Frauenteile, die noch immer alle Ursache hat, sich in möglichst enger Fühlung mit dem Volksempfinden zu halten und alle Exzentrikeritäten zu vermeiden. Die „rauhe Zeit“ nötigt viele Frauen zum Erwerb und zur Selbstständigkeit, und deshalb müssen alle unbedingten und unverfügbaren Mütter sich regen, um die Erwerbsfähigkeit der Frau noch jeder anständigen Richtung hin zu erweitern und ihrer Kraft und ihrem Können neue weitere Bahnen zu schaffen; zur thätigen Antheilnahme am politischen Leben, zu öffentlichen Reden und Diskussionen drängt die vielberufene „rauhe Zeit“ nicht. Selbst im geordneten England besetzt sich die Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieses Standpunktes mehr und mehr, und nicht ohne Bemerkung, was man bereits vor einigen Jahren im Aneinanderknüpfen eine dahin gehende Erklärung von zahlreichen Damen der besten Kreise Englands. Die Damen erklärten, daß nichts ihnen fernere liegen könne, als die Bedeutung und Stellung der Frauen herabzusetzen; „aber“, so fahen sie fort, „gerade weil wir tief erschallt sind von dem großen Werthe dessen, was die Frauen ihrerseits zur Wohlthat des Gemeinwesens beizutragen widerstreben. Wir uns einer Bewegung, welche diesen Beitrag schwer zu schätzen geeignet ist. Wir sind überzeugt, daß das Streben nach einer bloß äußerlichen Gleichheit mit der Männerwelt für die Frauen nicht bloß ein vergeblicher Versuch ist, sondern auch einseitig wirkend wirken muß. Persönliche Kämpfe und Eiferstöße werden dadurch erzeugt, anstatt daß das einzige Bemühen der beiden großen Mächten der menschlichen Familie dahin gehen sollte, daß jede die ihr eigenthümliche Arbeit und die besten, ihr besonders verliehenen Gaben zum gemeinsamen Nutzen verwertet.“ Sie fügten diesen verständigen Worten dann noch ausdrücklich hinzu: „Es würde das Frauenstimmrecht bei Parlamentswahlen der großen Mehrheit des weiblichen Geschlechts in England als eine widerliche, unnothige Maßregel erscheinen, die ebenso verwerthlich für die Frauen wie für den Staat wirken würde.“

Wer lange Jahrzehnte hindurch aufmerksam deutsche Frauenent beoachtet und eine klare Vorstellung von ihrem inneren Reizungen und Streben gewonnen hat, der wird nicht umhin können, diese Erklärung englischer Frauen in noch weit höherem Maße als unsere deutschen Verhältnisse anwendbar zu finden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Er sah im Café Bauer und schürfte Cistasse durch den Strohhalm. „Dummes Herz!“ dachte er. „Ich muß mich versehen lassen, ich werde das Haus nie wieder betreten.“ Das stand bei ihm fest. — Zwei Jahre später loben sie an Wardhals in Bewegung und schloßen sich wie die Zanden. Sie hatte sich scheiden lassen und ihrem Vater geheiratet.

## Das ungefang'ne Lied.

Von Hans W. Fischer (Zürich).

Durch die weinrothen Vorhänge  
Sicht der Wind.  
Daß die Stimmen meiner Herzen schwanken. . .  
Deine nachten, schlanken  
Säße haben sich auf ihren Fehlen.  
So in Beten, fast unmerklicher Bewegung  
Bleibst du stumm in meinem Zimmer stehen.  
O, ich kannte dich schon längst,  
Eh' ich von dir wagte.  
Und du, die du ladend  
Meiner Schmachts denkst,  
Weißt es nicht, daß ich dich finden mußte,  
Und so weißt du nicht, was du mir schenkt.  
Tief in mir, foneil kein Auge leht,  
Auch ein Lied wie eine tolle Last.  
Deine süße dumme Seele hört es nicht,  
Aber jedes deiner Sticker spricht,  
Wie du mich verstanden hast. —  
Tun: so lange mit mein Lied!

Er trat ihn auf den Fuß.  
Er sagte: „Ich habe in einem noblen Restaurant ein Souper bestellt.“

„Zut man das auch?“  
„Ja!“

„Gut! Ich muß dir ja beistehen. Aber Donnerst, billiger ihu' ich's nicht! Du hast dich furchtbar blamirt, Better, ich kann mich über dich himmlich amüßnen!“

Sie saßen im Restaurant in einem noblen kleinen Zimmer. Abels hatte gebeichtet, und er ihr gern vergab, nachdem er ihr lachend einen Vortrag über die Bedeutung des Biergeschmeckes gehalten. Beim Sell hatten sie die „ süße Minna“ lesen lassen.

„Bist du sie, Gagar?“

„Ich kannte sie kaum, aber ich werde sie nie vergessen, da sie die Ursache —“ er vollendete nicht, sie sah ihn abwendend an. Das verdroß ihn. Darüber lachte sie. Die Unterhaltung wurde, je länger sie zusammen waren, belanglose, unruhiger.

Sie suchten Themas und fanden sie nicht. Gefühle und Empfindungen kamen in ihnen ihre geheimnißvollen Rede. Sie hatten mit dem Feuer geliebt und waren in ihrer Leidenschaft. Sie waren beide sehr glücklich, Abels hatte einige abgezogen, auf den Tisch gelegt und spielte mit ihnen. Er konnte klugchen und figurieren aus Problemen, diese folgerten langsam hin und her, es daß sie ihrer Hand immer ein Stück abend und holte sie zurück; als er das ein paar Mal verfußt hatte, erhobten sie wie zufällig einen großen Stoß, da hatte er sie, wohn er sie wollte, unter ihren Fingern. Schnell griff er zu, und er ihre Hand berührte, erlosche er sie fortzuschleichen. Sie ließ sie ihm und erwiderte den Druck. Doch loben sie sich jetzt in die Augen, und in ihren Herzen klang es harmonisch wieder.

Wichtig sprang Abels auf und ging erregt im Zimmer auf und ab. Er folgte ihr und flüsternd verlangend ihren Namen. Sie kampte mit sich, ihre Augen leuchteten ihm entgegen. Es war ein Augenblick süßer Schwüle.

„Nein!“ sagte sie, schaute ihn wehmüthig an und drückte an den elektrischen Knopf. Als der Oberkellner erschien, verlangte sie Papier und Zinte.

„Bringst du mich nach dem Telegraphenamt, Better?“

Er sah sie fragend an.

Sie sprach: „Ich habe dich zu bestellen. Frau Amtsrath Heller, Dresden, Sebastianstraße. Ich langweilte mich hier fruchtlos und konnte morgen auf ein paar Tage zu dir zum Besuch, bis mein Mann aus Italien zurück ist. Ade.“

Eine bestemmte Stille.

„Nun das sein?“ sagte er ätzernd.

„Es muß. Wohl! Ihre beide End im Gewandert bei fünf Schritt Barriere gegenübersteht. Ich würde es nicht ertragen — um Bestimmung.“

Sie traten auf die Straße. Ein Rader kam vorübergefahren. Er rief den Rutscher an.

„Nein, dieses nicht, einen offenen Tagemater!“ sagte sie.

„Keiner zu sehen.“ erwiderte er.

„Warten wir, bis einer kommt!“ meinte sie glemlich schatz.

„Wie zu wünsch!“

Sie warteten sie und hatten sich dabei gemüthlich zu fagen. Aber den Gedanken konnten sie nicht schwingen abgeben. Er spielte nervös mit seinem Schürhaken, sie verfußt, den Knopf ihres Umhangs zu schließen. Sie schloßen sich wie erst, als endlich der Tagemater erschien, führten nach dem Telegraphenamt und dann nach Abels Wohnung.

Wenn Abschiede wünschte er ihr mit einem tiefen Seufzer: „Gütdliche Rede!“ Sie sagte kurz: „Ich danke schon für den anwaltlichen Besuch.“ Von Hans' wie eine Woge.

Ober stand sie am Fenster und schaute ihren glühenden Kopf in der Heckschlust. Vom Himmel glitt eine Sternschuppe. „Kommt! Ich seinen Auf vergessen!“ wünschliche Rede und lustig.

Am anderen Morgen reiste sie nach Dresden mit dem besten Wortsage, ihn nie wieder zu sehen, und redete sich so lange vor, eine Feldin zu sein, bis sie es glaubte.

